Nur ein kleiner Unfall

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **66 (1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-975659

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

schichten, und der Leser nimmt innigen Anteil an den vom Schicksal so furchtbar Heimgesuchten. Das Gelöbnis der Frauen aus den Bluterfamilien von Tenna, die Krankheit durch Verzicht auf die Heirat zum Erlöschen zu bringen, ist ja dann von Ernst Zahn in ergreifender Weise erzählt worden.

Seit den sechziger Jahren erhielt durch die Forschungen des in Dorpat wirkenden Professors Alexander Schmidt die Lehre von der Blutgerinnung ihre endgültige Form. Auf dieser Grundlage konnte der Berner Kliniker Prof. Hermann Sahli um die Jahrhundertwende darangehen, die Bedeutung der Zellen des normalen und des hämophilen Blutes für die Gerinnung klarzulegen (1905). Seine Auffassung, dass dabei ein «Defekt der morphologischen (morphologisch = der Form nach) Blutbestandteile» ausschlaggebend sei, wurde von der neuesten Forschung (besonders A. Fonio) auf die Blutplättchen eingeschränkt und gezeigt, dass die Zusammenziehung des Blutgerinnsels durch die fehlerhafte Bildung des Thrombokinase-Ferments gestört ist. Auf diese Untersuchungen geht auch die Abgabe des gerinnungsfördernden «Coagulen» in bestimmten Zentren zurück.

Von grösster Tragweite ist die Hämophilie als vererbbare und nicht zu heilende Krankheit bei ihrem Auftreten in Herrscherhäusern. Und die unter den Nachkommen der englischen Königin Viktoria bis hin zum russischen Prinzen Alexis oft unheilvollen Bluter-Eigenschaften fanden mehrfache geschichtliche Bearbeitung. Insbesondere beschleunigte die mit verbrecherischen Absichten bewirkte magische Blutstillung durch das Scheusal Rasputin das tragische Ende der russischen Zarenfamilie.

So zeigt sich, wie ein von unerbittlichen Naturgesetzen beherrschtes Erbübel in grausamer Weise nicht nur in das Schicksal des Einzelnen, sondern auch von ganzen Völkern eingreift. Dass auch hier die Heilkunst in wirksamer Weise das Unabwendbare erträglich zu gestalten vermag, ist einer der erfreulichsten Ausblicke in der Medizin der Gegenwart.

NUR EIN KLEINER UNFALL...

Im Roman «Die Frauen von Tannò» erzählt Ernst Zahn, wie ein ganzes bündnerisches Dorf von der Bluterkrankheit geschlagen und gequält wird. Nur der Verzicht der Frauen, die das fatale Erbe, selbst davon unberührt, an die Söhne weitergeben, nur der Verzicht dieser Frauen auf Ehe und Kinder allein würde das Dorf von der Geissel befreien. Ernst Zahn führt uns durch alle die inneren Kämpfe und Wirrungen eines solchen Verzichts. Wir lassen einige Seiten aus dem zweiten Kapitel folgen, die uns mitten ins Schicksal dieser Dorfgemeinschaft stellen. Der neue Lehrer Daniel Pianta war vor dem Schulhaus vom ganzen Dorf empfangen worden, man hatte ihm eben mit Händeklatschen seine kleine Ansprache belohnt; die Dörfler umringten ihn jetzt:

Noch während sie so in der Gasse standen, löste sich der schwere Reisigkranz, der über der Schulhaustür befestigt war, und kam raschelnd gleich einem grünen Wurm über die paar Treppenstufen heruntergeschlängelt. Unter dem Volk entstand eine Bewegung. Die Ulla Calonder riss die Augen gross auf. Sie war abergläubisch und hielt es für ein übles Vorzeichen. Einige Mädchen, unter ihnen die Schwestern Figi, nahmen den Kranz auf und machten Miene, ihn wieder zu befestigen, aber Fritz Figi, der Bruder der beiden, schob sie beiseite, nahm Gläser und Flaschen vom Tisch und rückte diesen an die Hausmauer. Dann schwang er sich darauf. Er war ein schwerer, breitschultriger Bursche, ganz vom Schlage der Figi, und sein Gesicht zeigte noch mehr als diejenigen der Schwestern die seltsame, wächserne, spröde Haut der mit der Krankheit von Tannò Behafteten.

«Es ist noch zu früh zum Abkränzen», sagte er mit Lachen, «herauf mit dem Stachelwurm!»

Viele Hände hoben ihm den Kranz wieder zu, und er band ihn fester an die eingeschlagenen Nägel. Einer von diesen war locker. Da verlangte er einen schweren Stein, der in der Strasse lag, und als sie ihm diesen gereicht hatten, hämmerte er den Nagel tiefer ins Holz. Daniel Pianta und die übrigen standen dabei und scherzten über den Vorfall. Die raschen Bewegungen Figis brachten jedoch plötzlich den Tisch ins Wackeln. Der Bursche griff mit der Hand unwillkürlich und wie zum Halt an den Nagel. Aber ein Bein des Tisches brach unter seiner Last, und dieser schlug um.

Fritz Figi schrie auf. Im nächsten Augenblick stürzte er schwer zu Boden.

Viele sprangen hilfsbereit hinzu. Der junge Mensch stand gleich darauf wieder auf den Beinen, lachte auch: «Es ist nichts! Wir fallen weich, wir Figischen Fettklumpen.»

Aber sein Gesicht sah tot aus, die Augen waren gläsern und starrten mit einem entsetzten Ausdruck auf seine linke Hand. Er hob sie langsam, wie um sie näher anzusehen, und doch machte ihm die Furcht die Kinnladen zucken.

«Jesus, das Blut!» kreischte die Ulla Calonder.

Figis Hand war durch den Nagel, an dem er Halt gesucht, vom Gelenk ab tief in die Innenfläche hinein aufgerissen. Das Blut schoss aus der Wunde und lag schon als kleine Lache am Boden. Der Verletzte murmelte etwas. Es schwindelte ihn. Er wankte, und Daniel Pianta sprang ihm bei. Auch sonst waren viele, die sich um ihn mühten. Die beiden Schwestern jammerten.

«Da müht ihr euch umsonst», sagte die Ulla Calonder dumpf.

Dominik Valer erzürnte darüber und schrie sie an: «Mach dich doch fort, du Krähe. Lauf lieber zum Doktor.» Er hatte selber einen Ausdruck tiefer Angst in den Zügen und blickte von Zeit zu Zeit verstohlen nach dem Verunglückten.

Die Alte trollte sich. Sie ging auf Holzschuhen. Dürre Beine lugten unter ihrem schwarzen Rock hervor, während sie hinwegklapperte. Ihre Arme schwangen am Leibe hin und her. «Schimpft nur», eiferte sie in sich hinein, während sie sich von der Menge losmachte, «ich weiss es doch, ich! Ich kenne es doch. Unterm Schwert Gottes stehen wir — stehen wir.»

Sie hatte etwas Furchtbares, etwas vom Eigensinn des Unglücks, das recht haben will und recht behält.

Inzwischen verband Pianta mit rasch beschafften Binden kunstgerecht den Verletzten. Sie trugen ihn heim in das Haus mit dem Riesendach, das am Dorfeingang stand und von Holz war. Einige gingen mit hinein, andre warteten in der Gasse. Diese spähten nach dem Arzte aus, der immer und immer nicht kam. Dann lief die Nachricht unter sie, dass der Doktor höher im Gebirg sei, stundenweit fort, zu einer Wöchnerin geholt.

In einer Hinterstube, in welche man durch einen Flur gelangte, lag Fritz Figi auf seinem Bett, an dem der Pfarrer neben der Figischen Familie stand. Daniel Pianta, der sich vor einem Jahre an einem Samariterkurse beteiligt hatte, bemühte sich verzweifelt um den Sterbenden. Dass es auf Leben und Tod ging, sahen alle, die im Zimmer waren.

«Wir hätten ihn nicht tragen sollen», sagte Pianta, als er zum viertenmal die Binden erneuerte, die immer wieder von Blut getränkt waren.

«Es ist nicht möglich, ist nicht zu glauben», stiess er dann wieder heraus. «Ich kann das Blut nicht stillen, kann nicht.»

Dann fragten sie wieder nach dem Arzt. Die beiden Schwestern liefen laut weinend hinaus, um zu sehen, ob er nicht käme, und brachten ebenfalls den Bericht zurück, dass der einzige, der helfen konnte, nicht zu finden gewesen sei. Da wurde das Schluchzen in der Stube stärker. Fridolin Figi, der Vater, ein Mann schwer und breit, wendete sich vom Bett hinweg und musste sich setzen, weil ihm schwach wurde. Er konnte es nicht länger mitansehen, wie dem Sohne das rote Leben aus den Adern rann. Daniel Pianta war fast so bleich wie der auf dem Bett. Er wehrte sich immer noch, und es war eigentümlich: er wehrte sich ebensosehr für sich selbst wie für den Verwundeten. Der Vorfall, der die Freude seines Einzugs so jäh abschnitt, erregte ihn mehr, als er selbst wusste. Er wehrte sich blindlings, aus einem unklaren Gefühl heraus, dass nicht ein Tod seine Ankunft verdunkeln dürfe, noch mehr aber, damit dieses Kommen nicht mit einer Niederlage für ihn beginne.

Plötzlich, während er wieder zur Stube hinausgetreten war, um neue Binden zu holen, hörte er eine laute, strenge Stimme. Sie brach aus dem angstvollen Flüstern der übrigen rücksichtslos klar und fest heraus. Es war der alte, barsche Pfarrer, der betete, und als er sich umwendete, sah er, dass jener dem Verunglückten die Lider über die Augen gestrichen hatte. Der Bursche war tot.

Daniel Pianta stieg das Blut ins Gesicht. Er meinte, sie müssten ihn alle zornig anstarren: Warum hast du nicht geholfen? Er suchte mit den Augen ihre Gesichter, der Reihe nach, eines nach dem andern. Dabei stand er linkisch da, fast als erwarte er, dass die von Tannò ihn wieder wegschickten, als ob sie ihn als Pfleger, nicht als Lehrer angestellt hätten.

Aber sie hatten alle nicht Zeit für ihn. Die Angehörigen des Verstorbenen überliessen sich ihrem Schmerze; die Weiber flennten überlaut. Der alte Figi ging aus der Stube in eine Nebenkammer. «Eigentlich hätten wir es wissen können», sagte er im Vorbeigehen zum Pfarrer. Dieser nahm Pianta beim Arm und trat mit ihm in den Flur hinaus.

«Da habt Ihr gleich einen Eindruck», sagte er dort. «So liegt es auf dem Dorf. Es sind noch viele hier, die ein gleich elendes Leben führen und auf einen gleich elenden Tod warten. Alles Hüten ist umsonst. Es springt sie an wie ein Harlekin, mit Nadelstichen, mit Nägelkratzen. Das Schlimmste aber ist, dass die Frauen das elende Geschlecht fortpflanzen und darin fruchtbar sind, gesunde Mütter, die heimliche Krüppel zur Welt bringen.»

Es lag eine grosse Bitterkeit in des alten Mannes Worten; man merkte, wie lange er dem Leben und Sterben in Tannò zugeschaut hatte. Sein Gesicht mit dem weissen, kurzen Schnurrbart und den ebenso militärisch kurzen Bartansätzen an beiden Schläfen, mit der gebogenen, eigenwilligen Nase trug einen sonderbaren, aus Groll und Kümmernis gemischten Ausdruck.

Als Pianta zu ihm aufblickte, sah er auf der andern Seite Anna Julia Balmott stehen. Er wusste nicht, wer sie war, erinnerte sich jetzt nur, dass dieses vornehm aussehende schlanke Mädchen ihm vorhin in der Stube an die Hand gegangen war, als er den Verletzten besorgt hatte. Ihre Erscheinung machte Eindruck auf ihn. Er musste sie immer wieder anschauen, während er eigentlich mit dem Pfarrer sprach.

«So habe ich es mir nicht gedacht», sagte er zu diesem.

«Wer es nicht erlebt hat, begreift es nicht», entgegnete der Pfarrer.

Da mischte sich Anna Julia in tiefer Erregung ein: «Ist denn gar nichts und gar keiner, der uns helfen kann?»

Sie sprachen alle mit gedämpfter Stimme und standen im Flur still. Unwillkürlich zögerten sie, hinauszugehen und denen draussen zu sagen, dass es mit dem jungen Figi zu Ende sei.

«Wenn wir weniger menschliche Menschen wären», erwiderte der Pfarrer dem Mädchen.

«Wieso?» fragte Anna Julia zaghaft.

Da fuhr sie der alte Grobian aus der ehrlichen Trauer seines Herzens heraus an: «Gebt uns keine solchen Kinder mehr, ihr verdammten armen, geschlagenen Weiber.»

Anna Julia legte die feinen Lippen zusammen. Sie wusste nichts zu erwidern, aber das Wort des Pfarrers hallte in ihr nach. Sie vergass die beiden Männer ganz, so sehr beschäftigte es sie. Sie raffte ihr langes Kleid zusammen und schritt lautlos, mit strenger adliger Anmut, dem Ausgang zu.

ÜBER BLUTUNGSÜBEL

Von Prof. Dr. med. F. Koller, Zürich

Grössere Blutungen wirken stets alarmierend, sie verlangen ein rasches ärztliches Eingreifen. Die Voraussetzung jeder erfolgreichen Behandlung ist aber die Kenntnis der Blutungsursache. In den meisten Fällen wird ein lokaler Grund für eine Blutung gefunden werden können: bei Bluthusten ein tuberkulöser Lungenherd, eine Lungenembolie usw., bei Bluterbrechen ein Magengeschwür oder Krampfadern der Speiseröhre usw.; bei blutigem Urin ein tuberkulöser Nierenherd, ein Nieren- oder Blasentumor usw. Daneben gibt es aber Blutungen, bei denen die lokale Ursache fehlt oder nur ganz geringfügig ist, die durch eine *allgemeine Blutungsbereitschaft (hämorrhagische Diathese)* gekennzeichnet sind. In diesen Fällen treten die Blutungen meist gleichzeitig in verschiedenen Organen auf als Zeichen dafür, dass der normale Blutstillungsmechanismus gestört ist. Es stellt sich daher die Frage, wie der gesunde Organismus die Blutstillung garantiert. Sie stellt einen komplizierten Vorgang dar, bei dem drei Hauptkomponenten unterschieden werden können: Blutgerinnung, Blutplättchenreaktion und Gefässreaktion. Dementsprechend werden drei verschiedene Gruppen von «Blutungsübeln» unterschieden: solche mit Störung der Blutgerinnung, der Plättchenreaktion oder der Gefässreaktion.

Der Prototyp der allgemeinen Blutungsbereitschaft mit Blutgerinnungsstörung ist die erbliche Bluterkrankheit (Hämophilie). In der Schweiz sind die Stammbäume der «Bluter» am eingehendsten untersucht worden (Fonio, Hoessli, Pfenninger usw.). Diese Stammbäume liessen den geschlechtsgebundenen Erbgang eindeutig erkennen: es erkranken nur männliche Familienglieder, die weiblichen können aber die krankhafte Erbanlage als sogenannte Konduktorinnen übertragen. Das berühmteste Beispiel dafür ist die Königin Viktoria von England, die als Konduktorin die Bluteranlage in mehrere europäische — spanische, deutsche, russische — Fürstenhäuser übertrug. Die Leidensgeschichte dieser Bluter ist bekannt: schon im frühen Kindesalter, oft schon unmittelbar nach der Geburt, macht sich die Blutungsneigung bemerkbar. Besonders häufig treten Blutergüsse in den Gelenken, vor allem in den Kniegelenken, auf, die schliesslich zu deren Versteifung führen können. Das Ausziehen eines Zahns oder sonstige Verletzungen können lebensbedrohliche Blutungen zur Folge haben.

Wenn die Patienten das Erwachsenenalter erreichen, so sind sie im Berufsleben durch die immer wiederkehrenden «Spontanblutungen», besonders durch häufige Nierenblutungen, schwer behindert. Da der Krankheit eine angeborene Anomalie des Blutes, das Fehlen eines Gerinnungsfaktors, zu Grunde liegt, ist eine Heilung nicht zu erwarten. Dagegen kann das Los dieser Patienten durch moderne therapeutische Massnahmen wesentlich verbessert werden: der fehlende Gerinnungsfaktor kann heute in gereinigter Form hergestellt und den Patienten injiziert werden. Damit wird die Störung wenigstens vorübergehend — leider nur während eines Tages bzw. einiger Tage — teilweise behoben, und besonders starke Blutungen können zum Stillstand gebracht werden. Dieselbe Wirkung kann auch durch eine Transfusion von Frischblut erreicht werden. Damit ist die Gefahr unumgänglicher operativer Eingriffe für den Hämophilen vermindert worden. Beim Ziehen von Zähnen konnten in Zusammenarbeit mit dem Zahnärztlichen Institut der Universität Zürich (Prof. Schmuziger) durch Herstellung von provisorischen Prothesen, welche die mit gerinnungsfördernden Stoffen getränkte Gaze in die Wunde pressen, gute Erfolge erzielt werden. Die durch Gelenkblutungen hervorgerufenen Schmerzen und Funktionsbehinderungen können durch Punktion und Injektion von Cortison innert weniger Tage zum Verschwinden